



Manfred Domrös

Zwei Blätter und die Knospe

99 Reisen ins strahlend schöne,
königlich leuchtende Glück



50 Jahre
Eine Zeitreise



 edition fischer

Manfred Domrös
Zwei Blätter und die Knospe

Manfred Domrös

*Zwei Blätter
und die Knospe*

99 Reisen ins strahlend schöne,
königlich leuchtende Glück

Eine Zeitreise



edition fischer

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2018 by edition fischer GmbH
Orber Str. 30, D-60386 Frankfurt/Main
Alle Rechte vorbehalten
Schriftart: Palatino
Herstellung: ef/bf/2A
ISBN 978-3-86455-724-8 PDF

*Die Erinnerung ist das einzige Paradies,
aus dem wir nicht vertrieben werden können.*

Jean Paul, 1763–1825

Wie alles begonnen hatte ...
»Am Montag um fünf auf einen Tee.«

Das Rad der Zeit stand im Jahre 1965, am soundsovielten im Januar.

Die harten Ledersohlen von vier Füßen hallten durch den langen Flur der ehrwürdigen Universität. Die Schritte gehörten zu zwei Männern, die heute wie an jedem Tag, von Montag bis Freitag, immer zur Mittagszeit zu Tisch gingen oder bereits zurückkehrten. Sobald die Schritte näher kamen und ich auf Augenhöhe mit den Männern war, grüßte ich höflich: »Guten Tag.« Die Männer erwiderten eher gelangweilt, fast im Gleichton: »Guten Tag.«

Dann verloren sich rasch wieder die Schritte der beiden Männer.

Die beiden bildeten ein ungleiches Gespann. Der eine war groß und sah schon älter aus, er wirkte elegant und abgehoben – steif gekleidet in Anzug und mit Weste. Die Weste war irgendwie sein Markenzeichen. Er konnte ein britischer Gentleman sein, gar ein Lord. Der andere Mann, gesetzt und von kleinerem Körperwuchs, war salopp in Sakko und Hose gekleidet. Er wirkte auch jünger. Beide Männer trugen stets eine Krawatte und weiße oder blaue Hemden.

An diesem Tag blieb es nicht bei einem knappen Gruß im Vorbeigehen. Vielmehr stockten die Schritte der Männer. Der kleinere Mann wie auch der Mann mit der Weste schauten mich fordernd an. Der kleinere Mann machte sich zum Sprecher. »Wir möchten Sie gerne einladen. Auf einen Tee. Am kommenden Montag um fünf. Haben Sie Zeit?«

Seine beinahe zwingende Stimme verbarg irgendetwas Geheimnisvolles. Oder gar eine ungeahnte Überraschung.

Der Mann mit der Weste schwieg zunächst und warb dann mit fragenden Augen und sonorer Stimme. »Haben Sie Lust zu kommen?«

Wer waren die beiden Männer? Ich wusste nur ihre Namen und dazu noch, dass sie zwei ehrenwerte Dozenten der Uni waren, denen ich grüßenderweise meinen Respekt zollte. Auch hatten die beiden Männer einen Dokortitel, was mir zusätzlich Respekt einflößte. Und wer war ich ...? Ich empfand mich nur als ein »kleiner Student«, der in einigen Wochen seinen Abschluss an der Uni machen wollte.

Die Einladung machte mich stutzig, sie verschlug mir fast den Atem, ich konnte mir keinen Reim darauf machen. Doch geboten mir die Stimmen der beiden respektablen Dozenten Gehorsam. Schließlich hielt ich mich für einen gut erzogenen Menschen. »Ja ... Montag ... um fünf«, stotterte ich. Und ergänzte leise: »Gerne.« Über das Gesicht des Mannes mit der Weste huschte ein kurzes Lächeln. Der andere Mann nannte noch eine Anschrift: »Kurfürstenstraße.« Und ergänzte eine Hausnummer. Beides merkte ich mir gut.

Dann verloren sich auch dieses Mal die Schritte der Männer auf dem langen Flur.

Ich stand wie erstarrt und schaute den Männern nach. Und geriet ins Grübeln, das mich ganze vier Tage lang umtrieb: Was war nur der Anlass für die Einladung? Was hatten die Herren Dozenten im Sinn? Wieso ausgerechnet ich? Ich ertappte mich in fast kriminalistischer Tiefsinnigkeit ... Hatte ich gar etwas angestellt? Was sollte mit mir geschehen? Ich fand beim besten Willen keine Erklärung.

So ergab ich mich widerstandslos der Einladung. Ja, ich respektierte sie sogar als ehrenvoll.

Ich stand vor einem Rätsel, dessen Lösung ich sichtlich nervös erwartete, als ich am trüben Montagnachmittag pünktlich um fünf zaghaft klingelte. Brav hatte ich mich in meine Sonntagsausgehkombination geworfen – eine braune, unaufdringliche Cordhose, ein beiges, kariertes Sakko und eine zurückhaltende dunkelgrüne Krawatte auf einem cremefarbenen Hemd. Mein gewählter Dresscode stand nach meiner Einschätzung in nichts der steifen Kleiderordnung der Herren Dozenten nach.

Die gastgebende Wohnung lag auf der zweiten Etage. Ich legte mir Gelassenheit auf, nichts sollte schließlich schiefgehen, doch mit jeder knarrenden Holzstufe stieg mein ohnehin nicht wenig rasender Puls.

Der kleinere Mann begrüßte mich im Türrahmen und bat mich in die gute Stube. Dort fiel ich in einen tiefen Sessel, den mir der Mann um einen runden Tisch angewiesen hatte. In einem anderen Sessel versunken saß der Mann mit der Weste, er schien keine besondere Notiz von mir zu nehmen und nickte nur kurz. »Guten Tag.« Wie es unser gewöhnlicher Gruß war. Vor ihm stand auf dem Tisch eine Teetasse.

»Tee?«, wollte der kleinere Mann auch von mir wissen. Ich nickte. »Ja, sehr gerne.« Der Mann holte eine Tasse von einem Sideboard. Und schenkte mir ein. »Danke«, erwiderte ich auf die dampfende Tasse. Ob ich denn Milch im Tee haben wollte? Was mir total fremd war und ich deshalb verneinte. Ich bemerkte, dass auch der andere Mann seinen Tee schwarz trank. Und offenbar auch ohne Zucker, denn ein Zuckertopf stand gar nicht erst auf dem Tisch.

Als ich die Tasse zaghaft an meinen Mund führte, strömten im Nu würzige Aromen aus dem goldorangenen Tee; meine Nase begann zu kribbeln, mein Gaumen frohlockte. *Mmm*, sprach ich in meinem Innern. Umwerfend, betörend – so empfand ich mit jedem Schluck mehr den köstlichen Tee.

Ich ließ unterdessen meine Augen umherschweifen und sah, wie auch die beiden Männer tiefsinnig über ihren Tassen saßen, während sie hingegeben nippten. Und dabei schwiegen. Was ging in ihnen vor? Ich konnte ja nicht in die Männer hineinsehen.

So vergingen lange, schweigende Augenblicke. Solche Momente, die wie eine Ewigkeit wirkten, konnten Beklemmung auslösen. Was auf mich zutraf. Schließlich hob der bisher still beobachtende Mann mit der Weste das bedrückende Schweigen auf.

»Tee«, fachsimpelte er lapidar und schaute durch seine Hornbrille in seine

Tasse, die er sich sodann für einige Sekunden nachdenklich unter die Nase hielt. ›Tee‹ – na klar, was ich längst gecheckt hatte. Der Mann mit der Weste schnüffelte mehrmals, die Aromen aus seiner Tasse versetzten offenbar seinen Gaumen; seine Mundwinkel verzogen sich. Wie dem Mann dann zwei, drei volle Schlucke Tee im Mund zergangen waren, löste sich seine Zunge geradezu überschwänglich ... zu wahren Lobeshymnen auf den Tee und dessen erquickende Aromen. Schließlich brummelte er unvermittelt einige geheimnisvolle Worte vor sich hin: »*Ceylon. Strahlend schöne, königlich leuchtende Insel.*« Dabei starrten seine Augen hingegeben in die halbvolle Teetasse. Ich las aus seinen Augen tiefe Hochachtung. Wieder hob der Mann bedächtig die Tasse an seine Lippen, saugte erneut einen Schluck in seinen Mund, stöhnte deutlich vernehmbar, um dann ein anhaltendes ›*Mmm ...*‹ auszustoßen.

Ich saß wie konsterniert und beobachtete den Mann. Um dann auch nach meiner Tasse zu greifen und einen Schluck zu mir zu nehmen.

Weder konnte ich die Gedanken des Mannes lesen noch seine geheimnisvollen Worte deuten. Überhaupt konnte ich beim Thema Tee nicht mitreden, war ich doch ein bodenständiger Teebeuteltrinker, der allabendlich zur Brotzeit eine ostfriesische Schwarzteemischung auf seiner kargen Studentenbude trank.

Der Tee hatte die Stimme des Mannes gelöst. »Die Briten ...«, murmelte er und zitierte die von den Briten hingegeben zelebrierte »Tea Time« – nachmittags um fünf. Worauf die Zeiger der Uhr vor zehn Minuten gerückt waren. Mit einem solcherart urbritischen Teeritus musste der Mann mit der Weste offenkundig vertraut gewesen sein. War er vielleicht ein Teeexperte, fragte ich mich insgeheim und erkor ihn kurzerhand zu einem solchen.

Der unbeteiligt dabeisitzende, kleinere Mann merkte, dass der vermeintliche Teeexperte seine Tasse ausgetrunken hatte. Er schenkte ihm nach. Der andere Mann griff wieder nach der Tasse, lehnte sich in seinem Sessel zurück und wiederholte genüsslich seine Teezeremonie, indem er seinen Kopf mehrfach über den dampfenden Teearomen hin und her schwenkte, sodann mit gelöster Miene wieder an der Teetasse schnüffelte, um dann dessen Aromen kräftig in die Nase zu ziehen. Bedächtig wiederholte er schließlich die sonderbaren Worte von vorhin: »*Ceylon. Strahlend schöne, königlich leuchtende Insel.*«

Was ging in dem Mann vor, den ich zu einem leidenschaftlichen Teetrinker gestempelt hatte? Ich wusste mit den geheimnisvollen Worten partout nichts anzufangen. Was hatte es mit einem so mysteriösen Namen für eine Insel nur auf sich? Ich kannte keine Insel mit einem solchen Namen und konnte mir keinen Reim darauf machen. Doch machten mich die Worte des Mannes umso neugieriger. Was hatte der Mann eben noch gesagt? »*Ceylon. Strahlend schöne, königlich leuchtende Insel.*«

Wieder starrte der Mann in seine Tasse, bedeutungsvoll und tief ergeben. Mit einem Schlag wurde mir klar, dass er mit diesem Namen die Provenienz des Tees pronuncierte. Woraufhin ich spontan die anonyme, *strahlend schöne, königlich leuchtende Insel Ceylon* zur Teeinsel krönte.

›Teeinsel ...‹ Ich fand den Namen aufregend und spektakulär, aber ebenso charmant und verlockend. Er machte mich brennend neugierig, wie er mir förmlich auf der Zunge zerging. Ich war mir sicher, dass es sich um eine besondere, ja sogar außergewöhnliche Insel handeln musste. Wo gab es eine Insel mit einem so verlockenden, lieblichen und strahlend schönen, königlich leuchtenden Namen? Womit hatte eine Insel nur solche einzigartigen Prädikate verdient, zerbrach ich mir den Kopf über meiner dampfenden Teetasse. Ich war sprachlos.

Umso mehr machten mich der Name der Insel und noch mehr die Insel überhaupt rasend neugierig. Beide bannten meine Sinne und weckten im Nu meine brennende Sehnsucht, die Insel mit eigenen Füßen zu betreten und mit meinen Augen zu sehen.

Ich griff nach meiner Teetasse und nahm wieder einen kräftigen Schluck zu mir. Und schaute dem vermeintlichen Teeexperten tief in die Augen. Auf seinem Gesicht lag ein verzückter Glanz. Hatte er mir etwa angemerkt, dass mich eine geheime Sehnsucht nach der von ihm hochgelobten, mysteriösen Insel überfallen hatte?

Ich fiel förmlich in ein wehmütiges Reisefieber. ›Teeinsel ... Da musst du hin‹, schoss mir durch den Kopf. Was für ein abwegiger Gedanke! Ich versuchte meine überschwänglichen Gefühle zu bremsen, lag doch die Realisierung solcher kühnen Vorstellungen jenseits jeglicher Rationalität. Ich war ja noch ein ›kleiner Student‹ und kam mir verkopft und verträumt vor. Hatte ich das Leben schon kennengelernt?

Als ob der Mann mit der Weste meine tiefe Sehnsucht verspürt hätte, krönte er sein unbändiges Schwärmen für die besagte Insel mit der knappen Bemerkung, dass ihm selber schon das Glück beschieden war, persönlich auf jener geheimnisvollen Teeinsel gewesen zu sein. Was vor einer Reihe von Jahren der Fall war, wie er beiläufig bemerkte.

Nun waren alle meine Sinne restlos verzückt. Der Mann konnte nicht spüren, wie rasend neidisch und grenzenlos neugierig er mich gemacht hatte.

›Besuchen Sie doch die Insel!«, schwärmte er mir vor und ergänzte lapidar: »Und erleben Sie dort selber den Tee ...« Er machte eine kurze Pause, bevor er fortfuhr: »... und das *serendipitische* Glück.« Die Augen des Mannes schienen verklärt. Wie sollte ich seine gewichtigen Worte verstehen? Waren sie ernst gemeint? Oder waren sie nur so dahingeredet? Mein Puls begann zu rasen. Die ›Teeinsel‹ und das verheißene *serendipitische* Glück wühlten mich im Innersten auf.

Wortlos schaute ich dem Mann in die Augen, wobei ich irgendwie ein ungeahntes, tiefes Glück verspürte, das meine Seele beschlagnahmte. Ich konnte es nicht erklären. Am Horizont meiner Gefühle sah ich mich bereits auf der *strahlend schönen, königlich leuchtenden Insel*. Und wiegte mich im vorauseilenden Teeglück. Der Mann hatte meine Sehnsucht nun vollends losgetreten.

Was für eine kühne Zukunftsmusik! War ich maßlos geworden? Was ich unter keinen Umständen wollte.

Ich ließ mir meine brennende Sehnsucht nach der geheimnisvollen Insel und ihrem *serendipitischen* Glück nicht anmerken. Während die beiden anderen Männer wieder schweigend in ihren Tee verfielen, überfielen mich lebhaftere Erinnerungen an die verpassten Teechancen in meiner Jugend im Elternhaus: Dort hatte der richtige, schwarze Tee meinen Eltern einen so distanzierten Respekt eingeflößt, dass sie lieber einen Früchtetee oder einen Kräutertee tranken, der am Abendtisch die Regel war.

Doch nun verführten mich die wohlmundenden, echten Teearomen in eine fremde, aufregende Welt, die auf einer *strahlend schönen, königlich leuchtenden Insel* lag.

Quälend trieb mich immer noch die Frage um, wieso ich – ausgerechnet ich – zum Tee bei den beiden Herren geladen war. Ich fand keine Antwort.

Ich war wie erlöst, als der Mann mit der Weste, den ich zum Teeexperten erhoben hatte, das Thema wechselte und mich mit starren Augen anschaute. Seine Fragen prasselten auf mich ein: Wo ich denn geboren war, wo meine Kindheit war, wie meine Jugend und mein Studium verlaufen waren?

Weshalb interessierte sich der Mann für mich, durchzuckte mich. Ich erwiderte ein paar brave Antworten über meine Vergangenheit.

Schließlich preschte der Mann gewichtig vor: »Was haben Sie im Leben mal vor?«, gipfelte das von mir als Frage-und-Antwortspiel empfundene Gespräch.

Die ernsthafte Stimme des Teeexperten klang tatsächlich interessiert. Die Frage saß! Nicht im Geringsten war ich auf diese Frage, geschweige denn auf eine Antwort darauf vorbereitet, so dass ich zögerlich auf den Mann schaute, der daraufhin unvermittelt und mit bohrender Stimme wissen wollte: »Was machen Sie nach Ihrem Examen?« Ich hatte keine Antwort parat und zuckte mit den Achseln. Meine berufliche Zukunft lag für mich noch in weiter Ferne. Fest stand nur, dass ich erst einmal mein Examen machen wollte.

Der kleinere Mann schenkte mir einen dampfenden Tee nach. Die Augen des Mannes mit der Weste hafteten an mir. Der Mann griff wieder nach seiner Teetasse, lehnte sich in seinem Sessel zurück und ließ seine Blicke nachdenklich in die Ferne schweifen.

Urpötzlich artikulierte er geheimnisvoll: »Dann kommen Sie doch zu mir und werden mein Mitarbeiter!«

Was sollte das heißen ... so eine rätselhafte Annäherung!? Ich war konsterniert und verstand die Worte nicht zu deuten. »Ja, Sie sollen meine rechte Hand werden ... und forschen!«, konkretisierte der Mann werbend seine Worte. Und ergänzte schließlich noch den verlockenden Namen einer wunderschönen, romantischen Stadt, in der schon viele Menschen ihr Herz verloren hatten. Mir verschlug es die Stimme. Ich starrte mit weiten, fassungslosen Augen in das schummerig beleuchtete Zimmer.

Draußen war es inzwischen dunkel geworden, als der Mann mit der Weste seine Stimme wie in einem Befehlston erhob: »Sagen Sie ja!« Er schaute mir voller Ungeduld in die Augen. Ich zögerte. Wirre Gedanken überfielen mich.

»Ja ...? Oder ...?«, hob der Mann ungeduldig noch einmal an.

»Jaaaa ...«, antwortete ich entschlossen und gefasst. Mich zu verweigern, kam ebenso wenig in Frage, wie um eine Bedenkzeit zu bitten. Gehorsam fügte ich mich einer inneren Stimme, die ich zu hören glaubte und die es gut mit mir meinte.

Es war das stärkste Ja meines Lebens, das ich bislang gegeben hatte. War mir überhaupt bewusst, worauf ich mich mit meinem »Ja« eingelassen hatte? Mit zittriger Hand griff ich nach meiner leeren Teetasse. In meinem Innern war ich schier überwältigt von Glück und Dankbarkeit. Mein Herz raste vor Freude. »Danke«, schob ich höflich nach.

Meine Augen mussten vor Zuversicht grenzenlos gestrahlt haben. Mein baldiger Chef, der Mann mit der Weste, saß wie befreit da und lächelte in sich hinein. Er hatte sich diese entschlossene Antwort gewünscht, folgerte ich aus seinen lächelnden Augen, wie sie sich gütig mir zuwandten. Mein kräftiges »Ja« hatte mit einem Schlag das Geheimnis der Einladung gelöst. Tagelang hatte ich um deren Grund gerungen. Vergeblich.

Der einladende, kleinere Mann hatte die ganze Zeit über schweigend dabei-gessen, zugeschaut und zugehört und etliche Male duftenden Tee nach-geschenkt. Zwischendurch war er mit der Kanne in der Küche verschwunden und nach einigen Minuten mit einer vollen Teekanne zurückgekehrt.

»Ich habe ihn drei Minuten ziehen lassen«, nickte er dem vermeintlichen Teexperten, meinem zukünftigen Chef, zu. Der fachmännisch nur erwiderte: »Genau richtig. Danke.« Seine Stimme klang irgendwie erleichtert.

Auch der frisch gebrühte Tee mundete köstlich aus den leichten Chinatas-sen. Genüsslich zelebrierten wir zu dritt den Nachmittagstee weiter. Unsere Augen verrieten höchstes Erdenglück. Mein vernehmliches »Ja« hatte die steife Männerrunde sichtlich entspannt. Die beiden Herren konnten nicht merken, wie mein Herz auf einmal unbeschreiblich glücklich hüpfte.

Der Mann mit der Weste lehnte sich sichtlich vergnügt, ja sogar erleichtert zurück. Wie er hingerissen etliche Male an seiner Tasse nippte, verzog er jedes Mal genüsslich seinen Mund und wiegte bedächtig seinen Kopf. Seine Augen glänzten, seine Wangen strahlten Glück aus. Ich schloss daraus, dass der lab-salige Tee ihn verzücken und mein »Ja« ihn beglücken musste.

Nach einer reichlichen Stunde verabschiedete ich mich. Von wilden Ge-danken durchgeschüttelt, erhob ich mich aus dem Sessel und sprach aus tiefstem Herzen jedem der beiden Männer ein ehrliches »Danke« aus. Mein zu-künftiger Chef streckte mir verschmitzt lächelnd die Hand entgegen und signalisierte: »Dann bis zum 15. März. Sie hören von mir.« Ich verstand, am besagten Fünfzehnten sollte ich meinen Dienst antreten. Also in gut sechs Wo-chen.

Der kleinere Mann geleitete mich zur Tür. »Auf Wiedersehen«, artikuliert ich.

In meiner kargen Studentenbude holte mich der Alltag wieder ein. Mein »Ja« legte sich schwer auf meine Seele. Doch sah ich mich auf einem guten Weg, der mir geebnet war. Mein Innerstes war von der geheimnisvoll gepriesenen ›Teeinsel‹ nur so aufgewühlt. Ich hockte über einem Becher Teebeuteltee ›Feine Ostfriesische Mischung‹. Mein »Ja« bereitete mir einen dicken Kopf, der meine Sinne beschlagnahmte und mich in der Nacht um den Schlaf brachte.

Die nächsten Tage und Wochen waren nicht viel besser. Ich war umhergetrieben von wilden Erwartungen. Meine Gedanken stolperten wirt in eine ungewisse Zukunft und reflektierten die Vergangenheit meines Lebens, die erst zweieinhalb Jahrzehnte alt war.

Wie war mein Leben bisher verlaufen? Ich gab mir selber die Antwort: »bürgerlich«. So war ich aufgewachsen und von meinen Eltern erzogen worden. Meine ersten fünf Lebensjahre musste ich im Schatten eines unseligen Krieges verleben, die nächsten fünf im zerbombten Nachkriegsdeutschland – einschließlich der Volksschule von der ersten bis zur vierten Klasse. Vor meinem inneren Auge stand meine gütige, mütterliche Lehrerin namens Frau Körzel, die mich als einen guten Schüler einstuft – was jedenfalls die Schulnoten so verrieten.

Als ein guter Stern meinem Vater wieder eine feste berufliche Zukunft bescherte, tauschte die Familie eine Schrebergartenlaube gegen ein richtig gemauertes Einfamilienhaus ein. Das war zwar denkbar schlicht und klein, aber die ganze Familie fand es fein ... wie ein Stück vom Paradies, ganz im Grünen und nur für uns. Ich bestand die Aufnahmeprüfung ins Gymnasium. Die folgenden neun Jahre auf der Höheren Lehranstalt für Knaben legten mir keine Stolpersteine in den Weg, eher bescherten sie mir schließlich ein krönendes Abitur und überhaupt eine ganze Portion Bildung fürs Leben.

Nach dem Abi stand eigentlich ›der Bund‹, das heißt der Wehrdienst, an, zumal ich unzweideutig männlichen Geschlechts war. Ich hatte großes Glück: Ich war noch zu jung, um eingezogen zu werden; außerdem hatte mich das Kreiswehersatzamt per Musterung nur in die ›Ersatzreserve‹ eingestuft. Was bedeutete, dass ich wertvolle 24 Monate quasi geschenkt bekam. Danke, liebes Kreiswehersatzamt!

Damit stand mir die Uni offen. Die Wahl meines Studiums fiel auf mein Lieblingsschulfach: die Erdkunde. Meine Eins im Abi bescheinigte meine totale Faszination am ›Wissen von der Erde‹. In der ehrwürdigen Alma Mater hingen meine Augen an den Lippen der Professoren, die ich als glücklichste Menschen bewunderte, weil sie sich die Erde sozusagen zu eigen machen durften. Zu gerne wünschte auch ich mir ein solches unbeschreibliches Glück für mein Leben.

Mein gehorsames, folgenschweres »Ja« an jenem Montagnachmittag im Januar hatte mich noch wochenlang umgetrieben. Doch packte mich umso mehr auch der wilde Ehrgeiz für einen erfolgreichen Abschluss meines Studiums. In stürmischen Wochen brannte meine Schreibtischlampe bis tief in die Nächte und mit ihr mein Herz für meine Zukunft, die schon vorgezeichnet war. Die mysteriöse, *strahlend schöne, königlich leuchtende Insel* war tief in meinen Kopf gemeißelt und fesselte meine Sinne und Gefühle. Meine Sehnsucht nach der viel gepriesenen ›Teeinsel‹ hatte sich ins Grenzenlose gesteigert.

Vor mir stand ein neuer Lebensabschnitt. Ich wusste mit Bestimmtheit nur, dass ich am 15. März 1965 meinen Dienst an der Seite des teetrinkenden Chefs mit der Weste anzutreten hatte. Ich spürte, dass bereits ein Hauch des *serendipitischen* Glücks, das jene Insel geheimnisvoll verströmte, in der Luft lag und vertraute auf einen guten Stern über meinem Leben.

›Weißt du nicht, dass jedem Anfang ein Glück innewohnt?‹, fragte ich mich nicht unbescheiden. Und sprach mir Mut zu für einen glücksbringenden Anfang. Dabei kamen mir die Drei Prinzen von *Serendip* in den Sinn und ihr unerklärliches *serendipitisches* Glück, von dem jenes Märchen erzählte.

E i n f ü h r u n g

Das Märchen von den
Drei Prinzen von *Serendip*

oder:

Wie man das *serendipitische* Glück findet

Es gab einmal die Drei Prinzen von *Serendip*, jedenfalls erzählte über sie ein gleichlautendes Märchen aus der Feder eines vermeintlichen persischen Dichters mit Namen Amir Khusro. Sein voller Name soll Hakim Abu I-Hasan Yamin ad-Din Chosrau geheißen haben. Er lebte von 1253 bis 1325.

Serendip hieß die geheimnisvolle Insel, die vor langer Zeit das Reich des weisen Königs Giaffer war. Er hatte drei Söhne, auf die der König stolz war, weshalb er keine Mühen scheute, um den Prinzen eine standesgemäße, ja, sogar besonders gute Bildung zu gewähren. So schickte er die Söhne in die weite Welt, damit sie sich für ihr Leben ertüchtigen sollten. Denn irgendwann würde der Tag kommen, an dem die Prinzen das Reich ihres Vaters übernehmen sollten. Wohin die Reise führte, stand förmlich in den Sternen. Fest stand nur, dass die Prinzen blind auf ein gütiges Schicksal setzten, als sie auszogen, um das Glück ihres Lebens zu finden ...

Als nun die drei Brüder in einem fremden Land unterwegs waren, geschah es eines Tages, dass sie auf ein einsames Kamel stießen. Die Brüder erkannten, dass das arme Tier auf einem Auge blind war, dass ihm ein Zahn fehlte und dass es lahmte. Die Brüder zogen weiter ... und begegneten einem Kameltreiber, der traurig dreinschaute, weil sich eines seiner Tiere verirrt hatte.

»Habt ihr ein verirrttes Kamel gesehen?«, wandte sich der Mann hilfesuchend an die drei Brüder, die nur ihre Köpfe schüttelten. »Nein!« Plötzlich jedoch schoss ihnen das einsame Kamel durch den Kopf, dem sie begegnet waren.

»Hatte dein Kamel nur *ein* Auge?«, fragten die Brüder den Kameltreiber. Der sogleich erwiderte: »Ja.«

»Fehlte deinem Kamel ein Zahn?« Nochmals war die Antwort: »Ja.«

»Lahmte dein Kamel?« Wiederum lautete die Antwort: »Ja.«

Der Kameltreiber war verblüfft über die messerscharfen Erinnerungen der drei Brüder. Alles, woran sie sich erinnerten, traf haargenau auf das vermisste Kamel zu. »Woher wisst ihr das alles?«, fragte der Kameltreiber über das Kamel, das halbblind war, dem ein Zahn fehlte und das lahmte. »Ganz einfach!« Die drei Brüder waren um clevere Antworten nicht verlegen ...

Der Älteste schloss auf ein fehlendes Auge, weil es nur den linken Straßenrand abgegrast hatte. Also musste das Kamel auf dem rechten Auge blind gewesen sein.

Der Mittlere deutete auf einen fehlenden Zahn, weil Grasbüschel verstreut auf der Straße lagen, die dem Kamel beim Fressen aus dem Maul gefallen sein mussten.

Der Jüngste mutmaßte das Kamel mit einem lahmen Bein, weil er merkwürdige Schleifspuren im Sand gesehen hatte.

Die Brüder hatten noch weitere Details über das verlorene Kamel parat: Das Tier war auf der einen Seite mit Butter bepackt, auf der anderen mit Honig, und obenauf ritt eine schwangere Frau.

Der Kameltreiber musste von Zuversicht und Skepsis wahnsinnig umgetrieben worden sein: Zuversicht, dass sein verlorenes Kamel lebte und er es wiederfinden würde. Skepsis, ob die drei Brüder möglicherweise sein Kamel gestohlen hatten, weil sie so genau Bescheid wussten?

Kurzum machte sich der Kameltreiber auf die Suche nach dem verlorenen Tier. Wie es der Zufall wollte, fand er tatsächlich sein Kamel samt Ladung und der schwangeren Frau in der Wüste wieder. Überschwänglich schloss er das Tier in seine Arme. Nie und nimmer hatte er daran geglaubt, sein Tier je wiederzufinden.

Wie sollte der Kameltreiber den glücklichen Ausgang der Geschichte deuten? War die Begegnung mit den drei Brüdern ein unerwarteter, glücklicher Zufall oder eine gütige Fügung? Oder beides?

Was nun die drei Brüder, ihres Zeichen die Drei Prinzen, betraf: Welche tiefgründigen Scharfsinnigkeiten hatten sie an den Tag gelegt, und wie viele glückliche, unerwartete und unverhoffte Entdeckungen waren ihnen besichert!? Die Geschichte hatte ein gutes Ende gefunden.

Die Saga der Drei Prinzen von *Serendip* gelangte indes zu einer bemerkenswerten literarischen Blüte. Aus der Welt des Orients, wo das Märchen sein Zuhause hatte, drang es in den Westen vor – zunächst in einer italienischen Wiedergabe durch Christophero Armeno im 16. Jahrhundert, danach in einer deutschen und schließlich auch in einer englischen Transkription.

Die englische Fassung musste auch einen ehrenwerten britischen Gentleman, nämlich keinen Geringeren als den angesehenen Vierten Earl von Oxford, Sir Horace Walpole, so sehr in ihren Bann gezogen haben, dass sich der Poet, Politiker und Künstler auf der Höhe seines Lebens an seine hinreißende Kindheitslektüre der Drei Prinzen von *Serendip* zurückerinnerte.

Für Horace Walpole sollte ein Tag im Leben unvergesslich und folgenreich werden: der 28. Januar 1754. Denn genau auf dieses Datum war ein Brief datiert, den der aller Ehren werte, 37 Jahre alte Earl Horace Walpole an seinen Freund Horace Mann, der der angesehene britische Generalkonsul im italienischen Florenz war, geschrieben hatte. Beide Männer kannten sich seit 14 Jahren. Der Generalkonsul gehörte zum großen Freundeskreis des Earl von

Oxford. Die Freunde erhielten eifrig Post von Horace Walpole, der ein fleißiger, ja sogar ungebremster Briefschreiber war, er galt als der eifrigste Schreiber überhaupt im 18. Jahrhundert. Annähernd 3.000 Briefe stammten aus seiner Feder.

Der denkwürdige Brief an seinen Freund in Florenz war freilich nur einer unter vielen, aber ein besonderer. Und ein nachhaltiger. Denn Walpole berichtete seinem Freund von einer erstaunlichen, unverhofften und zufälligen Parallele zwischen zwei Wappen, die er bei deren kritischer Deutung entdeckt hatte. Walpole brach darüber in helle Begeisterung aus, die in einer einzigartigen, neuen Wortschöpfung gipfelte: ›*Serendipity*.‹

Sprachgewandt und talentiert rutschte dem beredten Walpole dieses Wort für seine unverhoffte, glückliche Entdeckung aus der Feder, was er seinem guten Freund sogleich mitteilen musste. Walpole leitete das Wort her aus dem von ihm vor Jahrzehnten – in seiner Kindheit – gelesenen und als ›albern‹ bezeichneten Märchen der Drei Prinzen von *Serendip* und ihren unverhofften glücklichen Entdeckungen, zu denen sie unerwartet, rein durch Zufall, gelangt waren.

›*Serendipity*‹ – was sollte eine so exzentrische Wortschöpfung eines ebenso exzentrischen Briefschreibers ausdrücken? Der weise Walpole sah die abenteuerlichen, von Scharfsinn ebenso wie von Weisheit und Zufall getriebenen, glücklichen Entdeckungen der Drei Prinzen als symbolisch an für die im Leben eines jeden Menschen mannigfach möglichen zufälligen Entdeckungen, die unverhofftes Glück bescheren konnten.

Doch war die Zeit noch nicht reif für die öffentliche Akzeptanz einer solch genialen Wortschöpfung. Walpoles Brief an seinen Freund Mann war Jahrzehnte in dessen Briefschatulle untergetaucht. Erst die Veröffentlichung der gesammelten Korrespondenz von Walpoles Briefen im Jahre 1833 brachte die Wortschöpfung ›*Serendipity*‹ aus dem literarischen Dunkel wieder ans Licht.

Schließlich dauerte es genau ein weiteres Jahrhundert, bis im Jahre 1933 der Begriff zu seiner sprachlichen Anerkennung gelangte, als er im maßgeblichen Oxford English Dictionary einen offiziellen Eintrag erhielt. ›*Serendipity*‹ war darin definiert als **›das Talent, glückliche und unerwartete Entdeckungen durch Zufall und Scharfsinn zu machen.‹**

So hatte die Saga der Drei Prinzen von *Serendip* ein geniales literarisches Vermächtnis hinterlassen. Was sich der legendäre Autor Amir Khusro alias Hakim Abu I-Hasan Yamin ad-Din Chosrau im 13. Jahrhundert nicht im Geringsten erträumt hatte.

Und heute? Die geheimnisvolle Wortschöpfung ›*Serendipity*‹, wie sie eher in der englischen Sprachform gebräuchlich ist als in der vergleichsweise holprig klingenden deutschen Übersetzung ›*Serendipität*‹, hat inzwischen weite Kreise gezogen, ohne allerdings im alltäglichen Sprachgebrauch verankert zu sein. Im Sprachschatz eines deutschen Normalbürgers hat das Wort noch kei-

nen Platz gefunden. Eher ist das zungenbrecherische Wort ein Novum, es löst Achselzucken aus.

Ebenso wenig wie im alltäglichen Sprachgebrauch hat sich jene *Serendipität* in der literarischen Welt etablieren können. Eher blieb das Wort ein sprachlicher Fremdkörper. Trotzdem ist die *Serendipity* bzw. *Serendipität* – ausgesprochen oder unausgesprochen – fest im menschlichen Leben verankert. Wer will sie fortdenken? So schrieb der Neuro- und Kognitionspsychologe Steve Ayan in einem bemerkenswerten Buch ›Lockerlassen‹ (Stuttgart: Verlag Klett-Cotta 2016, Seite 34): »*Serendipität* ist zu einem Modebegriff geworden, der öfter verwendet als verstanden wird.« Ayan fuhr fort: »Er scheint auf fast alles zu passen, was irgendwie mit Glück und Zufall zu tun hat: eine unerwartete Wendung, die Erfüllung eines alten Traums, eine Verkettung günstiger Umstände.«

Wie gegenwartsrelevant die als glücklicher Zufall interpretierte, geheimnisvolle *Serendipität* sein kann, zeigt auch ein vor wenigen Jahren erschienener Helmholtz-Wissenschaftscomic in der monatlich veröffentlichten Reihe ›Klar soweit‹ (Nummer 12 vom 4. März 2015). Darin schwärmte die Künstlerin mit Namen Kirschvogel überschwänglich von ihrem Comic: »Das ist *Serendipität*.« Hinter der Künstlerin verbarg sich im wirklichen Leben die Biologin Veronika Mischitz.

›*Serendipity*‹ soll auch der gleichlautende Titel eines ›heißen‹ Musiksongs im Stil der *House music* verkörpern, 3:39 Minuten lang, produziert vom Künstler Lucas Estrada (2016).

Zurück zur *strahlend schönen, königlich leuchtenden Insel*: Dass dort tatsächlich eine geheimnisvolle *Serendipity* waltet, beschrieb der dort lebende Autor Ashok Ferrey auf 225 Seiten humorvoll, fiktiv und frivol in einem witzigen Buch mit dem trefflichen Titel ›*Serendipity*‹ (erschienen im Jahre 2009).

Was für schlagende, glückliche Zufälle dokumentieren erst einmal die vielen *serendipitischen* Entdeckungen in der Menschheitsgeschichte, darunter zum Beispiel der Klettverschluss, die Nylonstrümpfe, der Teebeutel, das Penicillin und die Röntgenstrahlen, schließlich Amerika, dessen Entdeckung als *serendipitischer* Zufall bewertet werden kann ... und viele mehr.

Serendipität im Alltag? Ja, zigma!

In Mainz am Rhein stieß ich durch einen glücklichen Zufall auf ein Geschäft mit Namen *Serendipity*, das sich als kreativer Urban Fashion Store präsentierte. Aha, *serendipitische* Kleidung für die Dame, registrierte ich. Aus Schottland grüßte mich eine ehemalige Studentin aus einem Pub mit Namen ... *Serendipity*.

Serendipität beziehungsweise *Serendipity*. Wer wollte sie bestreiten?

Sie bekundet eine unerwartete Entdeckung, sozusagen aus heiterem Himmel, egal ob groß oder klein, die den ›Entdecker‹ in einen fassungslosen Glückszustand versetzt. Eine solche Entdeckung war vom glücklichen ›Entdecker‹ nicht gesucht, nicht geplant, nicht vorgesehen und auch nicht vorbereitet. Sie tat sich unverhofft auf, überraschend, ohne Vorankündigung.

Aus Zufall. Und mit einer Portion an Scharfsinn. Mit dem Ergebnis von ungeteiltem, persönlichen Glück auf Seiten des ›Entdeckers‹, der niemals da mit gerechnet hatte.

Serendipitische Entdeckungen machen zu können, setzt eins voraus: Solche Entdeckungen tatsächlich auch machen zu *wollen*. Wozu ein wacher, offener und scharfsinniger Geist gehört, der dem Zufall Raum gibt und der bereit ist, vorgeformte Klischees über Bord zu werfen.

Serendipität beinhaltet somit tatsächlich das Talent, **glückliche und unerwartete Zufallsentdeckungen zu machen**, wie es das Oxford English Dictionary offiziell definiert.

Also nur Mut! Ein solches Talent ist jedem geschenkt und in die Wiege gelegt. Es will jedoch aktiviert werden ... wie ein Auto, das nur dann fährt, wenn man Gas gibt. Warten auf einen glücklichen Zufall reicht nicht, eher ist es nötig, sich dem Zufall zu öffnen – mit einem wachen und scharfsinnigen Entdeckergeist und Spürsinn.

Die Drei Prinzen von *Serendip* hatten es einst vorgemacht.

Kehren Sie, werte Leserinnen und Leser, deshalb mit mir auf der geheimnisvollen Insel *Serendip*, dem Reich der Drei Prinzen, ein – und folgen Sie meinen Spuren ... nach unverhofftem, zufälligen Glück auf einer fernen Insel mit dem verlockenden und verführerischen Namen *strahlend schöne, königlich leuchtende Insel*. Nur dieser Insel, die einst das Reich des Königs von *Serendip* war, steht ein solch einzigartiger und prädestinierter Name zu.

Eine solche Insel muss einfach ein unbändiges Fernweh und eine grenzenlose *serendipitische* Sehnsucht wecken. Mir war es durch ein halbes Jahrhundert vergönnt, dass ich 99 Mal meinen Koffer packen und in die Fußstapfen der legendären Drei Prinzen treten durfte. Wie viele glückliche *serendipitische* Entdeckungen waren mir doch beschert. Aus Zufall. Ich konnte sie nicht mehr zählen. Mein Glück war übergroß. Und Sie? Ich verspreche auch Ihnen viel Glück!

Ein herzliches »Ayubowan« heißt Sie willkommen! Lange ist es her, dass die Drei Prinzen von *Serendip* auf der *strahlend schönen, königlich leuchtenden Insel* zu Hause waren. Deshalb lesen Sie nun einfach weiter ...

1967 – was für ein bewegtes Jahr

So zog ich am 15. März 1965 in eine schlichte Bürostube in einer noblen Bunt-sandsteinvilla hoch über dem Neckar ein. Der Alltag konnte seinen Lauf nehmen.

Fortan saß ich hinter einem wuchtigen Teakholzschreibtisch und kam gewissenhaft meinen Pflichten nach. Dienstbeflissen gelobte ich eine korrekte Pflichterfüllung, für die mein »Ja« an jenem folgenschweren Montag bei den beiden Herren Dozenten der Uni stand. Die offizielle Bürozeit war von Montag bis Freitag von neun am Morgen bis um fünf am Nachmittag. Jedoch zog es mich in aller Regel schon vor neun an den Schreibtisch, und ebenso blieb ich auch länger im Büro als bis um fünf. Gewissenhaft wollte ich meinen Pflichten nachkommen, ohne auf die Uhr zu schauen.

Da ich nun alles recht machen wollte, fühlte ich mich auch hinsichtlich meiner Kleidung in einem pflichtbewussten Officezwang und trug deshalb – zugegeben konservativ – eine Kombination aus Sakko und Baumwollhose, mit Hemd und Krawatte. Für meinen Dienstantritt hatte ich mich extra neu eingekleidet, wobei mein Augenmerk auf konventionellen Anzihsachen lag. So mied ich strikt eine Hose mit einem gewöhnungsbedürftigen Schlag, auch wenn eine solche noch so »in« war ... okay, sie war was für junge Leute, zu denen ich mich nicht mehr zählte.

Stets suchte ich es dem Chef recht zu machen. Was in der Regel wohl auch gelang, oft bekam ich Komplimente, die ich als ehrlich empfand. Die Arbeit ging mir locker von der Hand. Lag es an vielen fein duftenden Tassen Tee aus zartem Chinaporzellan, die meinen schweren Kopf und meine müden Gedanken oft belebten?

Am Horizont meiner forschenden Gedanken stand die mysteriöse, *strahlend schöne, königlich leuchtende Insel*, die zugleich die vielgekrönte Teeinsel war. Was hatte mir mein Chef damals, an jenem Montag, nicht alles von dieser Insel vorgeschwärmt und mir den Kopf verdreht, mich in unbändige Sehnsucht versetzt und in mir ein panisches Reisefieber entfacht. Oft eilten meine Gedanken, einem Zugvogel gleich, auf die geheimnisvolle Insel. Ich fieberte förmlich danach, sie mit eigenen Augen sehen und mit meinen Füßen betreten zu können.

Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Diese Devise war tief in meinen Kopf gemeißelt. Ein solcher Wille hatte mich schier übermannt, der Weg musste einfach auf die heiß ersehnte, ferne Insel meines herbeigesehnten Glücks führen. Irgendwann ... nur wann? Ich konnte kaum die Zeit abwarten.

Nun wollte ich wahrlich meiner Blauäugigkeit trotzen und mit einigermaßen gescheitem Wissen in die Ferne reisen, wenn es dann so weit war ... So stöberte ich in jeder freien Minute in der Universitätsbibliothek nach irgend-

etwas Gedrucktem und Lesbarem über die heiß ersehnte Insel. Es gab ja noch keinen PC, kein Googeln nach schlaudem Wissen, keinen Reiseführer mit altklugen Weisheiten von Land und Leuten, auch keine Globetrotter-Volkshochschulvorträge mit bunten Bildern.

Wie wohlgesonnen war mir das Glück, dass mein unbändiges Stöbern in der Bibliothek belohnt wurde: In der hintersten Ecke stieß ich in einem verstaubten Regal tatsächlich auf ein paar speckige Lederbände über die *strahlend schöne, königlich leuchtende Insel*. Aufgeregt zog ich sie heraus und entdeckte auf vergilbten Seiten begeisternde Reiseberichte und atemberaubende Beschreibungen, die vor 50, ja 100 und mehr Jahren geschrieben worden waren. Ich hatte keine Ahnung, wer die Bücherschreiber waren.

Nur klangen die meisten Namen echt britisch. Ich verschlang die vergilbten Seiten nur so und kam aus dem Staunen nicht heraus ... Dass zum Beispiel auch der berühmteste Reisende des Mittelalters, jener legendäre Marco Polo, im 13. Jahrhundert, nachdem er in China angekommen war und in Diensten des dortigen Mongolenherrschers Kublai Khan stand, von diesem auf *die* Insel gesandt worden war – freilich mit einer verächtlichen Mission, nämlich den heiligen Zahn Buddhas zu rauben. Was misslang. Doch schwärmte Marco Polo nur so von »der schönsten Insel auf der Erde« mit ihren einzigartigen Schätzen an kostbaren Edelsteinen und begehrten Gewürzen.

Auch traute ich meinen Augen nicht, als ich las, dass kein Geringerer als der berühmte Karl May – bekannt als viel gelesener, wildwestamerikanischer Winnetou- und Old Shatterhand-Autor – unter seinen vielen abenteuerlichen Erzählungen auch eine Art von Krimi über »meine« Insel hatte! Der von ihm geschrieben war, bevor er *die* Insel und damit den Ort der Handlung überhaupt je betreten hatte. Was erst 20 Jahre später geschehen war – im Jahre 1899, als es ihn auf seiner Orientreise für drei Wochen auf *die* Insel zog.

Das Gelesene entführte mich willenlos in die *serendipitische* Welt einer geheimnisvollen Insel. Was hatte ich nicht alles gelesen.

... Über die Menschen, die *die* Insel bevölkerten. Sie hätten eine beneidenswerte, zimtbraune Hautfarbe, ihre Haare wären pechschwarz, und stets würden ihre Augen funkeln. Die Leute wurden als bildhübsch beschrieben, sie galten als freundlich, höflich und gastfrei, sie trügen adrette, bodenlange Gewänder. Doch lebten tief »im Busch« auch finster dreinschauende Ureinwohner – als würde ihr Alltag noch den Gesetzen der Steinzeit gehorchen ... Berichtet wurde auch von bösen Geistern und schrecklich grausamen Dämonen. Und von reichlich finsternem Aberglauben. Die Wahrsagerei stand hoch im Kurs.

Die Lebensgewohnheiten der Menschen waren ganz anders als meine, wie ich gelesen hatte. Die Menschen aßen kein Brot, auch kannten sie keine Pommes, kein Schnitzel mit Bratkartoffeln, keine deftige Erbsensuppe mit einem Knackwürstchen, die ich besonders gern mochte. Stattdessen zogen sie geheimnisvolle, als »Currys« bezeichnete, extrascharf zubereitete Gerichte vor ... mit Fleisch oder Fisch oder Hähnchen, und in jedem Falle mit diversen

Gemüsen, die es mittags wie auch abends mit reichlich Reis zu essen gab. Zum Frühstück wurden statt Toast und Marmelade ein besonderer Reiskuchen mit Namen ›Kiribath‹ und dazu scharfe ›Sambols‹ gegessen. Die Menschen stopften die Speisen mit ihren bloßen Fingern in den Mund und tranken abschließend ein Glas Wasser beziehungsweise – wer es sich leisten konnte – den köstlichsten Tee der Welt, mit viel Milch und viel Zucker.

Auch aßen die Leute reichlich Obst, das ihnen fast in den Mund wuchs und das es offenbar in großen Mengen geben musste: viele Bananen – in zig unterschiedlichen Sorten, gelbe, rote, grüne, knuddelige, kurze und lange, selbst gekochte Bananen! Auch Ananas, Melonen, Mangos, Avocados, Papayas gediehen üppig. Und Kokosnüsse gab es in Hülle und Fülle, die die Leute gerne aßen und tranken. Die Trinkkokosnuss, die ›Thambili‹ hieß, war ganz hoch im Kurs.

Berühmt für *die* Insel waren die vielen Gewürze, darunter vor allem der endemische Zimt, außerdem Pfeffer, Kardamom, Nelken, Muskat und viele andere. Begehrt waren auch die funkelnden Edelsteine – Saphire, Rubine und viele mehr.

Gewürze und Edelsteine hätten schon in frühen Jahren fremde Nationen und Mächte angelockt, wie zu lesen war. So ankerten bereits im Altertum arabische und chinesische Segler an den Küsten. Fast 200 Könige hatten zweieinhalb Jahrtausende lang über die magische Insel regiert. Von ihnen zeugten ehrwürdige, antike Königstädte mit Palästen und Tempeln, die zu Ehren von Buddha gebaut waren.

Die Insel musste wahrlich auch ein abenteuerliches Elefantenparadies sein, wie gedruckt war; wilde Dickhäuter wurden in großer Zahl beschrieben. Auch Affen waren weit verbreitet, ebenso giftige Schlangen. Auch hatte ich gelesen, dass blutrünstige Mücken massenhaft umherschwirrten, die vielleicht sogar das gefährliche bis tödliche Malariafieber auslösten. O Schreck lass nach! Also gebot ich mir, dass ich mich vor Elefanten, Schlangen und Mücken dringend hüten sollte. Nur wie? Dass im Meer große Schildkröten lebten, stimmte mich wieder heiter. Doch, wie grausam war zu lesen, dass die Menschen sie wegen des begehrten Schildpatts töteten und dass reiche Menschen sich sogar an Schildkröteneiern labten.

Themenwechsel: Wie abenteuerlich wurde erst einmal das Wetter beschrieben: als eine brodelnde Wetterküche, die unverhoffte Kapriolen schlagen konnte – mal mit viel Sonne, ein anderes Mal mit viel Regen, die beide reichlich vom Himmel fielen. Die von Hitze und Schwüle gestressten Menschen fühlten sich oft unpasslich.

Was für reizvolle, bunt schillernde Landschaften präsentierte erst einmal *die* Insel ... malerische, sonnenüberflutete Küstenstriche ..., anmutige Bergwelten, die liebliche Täler flankierten ... Majestätisch überragt wurde die Bergwelt von einem heiligen Berg, dem Adamsberg, der nach dem ersten Mann der Schöpfung benannt war und auf dem Adam nach der Vertreibung aus dem Paradies seinen Fuß gesetzt haben soll.